

Angeboren oder sozial konstruiert?

Transgeschlechtlichkeit zwischen neurowissenschaftlichem Determinismus und queertheoretischem Dekonstruktivismus

Till Amelung

„Ich wär so gern normal!“ Diesen Satz haben schon viele transgeschlechtliche Menschen mit einer gewissen Verzweiflung gesagt oder zumindest gedacht¹. Es ist die Sehnsucht nach einem Leben und einem Körper, welche nicht erklärungsbedürftig sind. Transgeschlechtlich zu sein heißt, dass sozial und medizinisch ein Weg zu gehen ist, der zunächst ganz viel persönliches Erklären mit sich bringt und später auch die Auseinandersetzung mit den Grenzen des Machbaren. Ein sehr wichtiger Aspekt für ein gutes Leben ist die reibungslose Anerkennung der eigenen Person – insbesondere in Bezug auf das Geschlecht. Dies wurde wieder in den erst kürzlich veröffentlichten Ergebnissen einer Befragung des Landes Niedersachsen deutlich (vgl. Plötz/Zacharias 2015). Häufig hindern Vorurteile und Diskriminierungen daran, dass sich transgeschlechtliche Menschen anerkannt fühlen. Der Kern solcher Vorurteile und Diskriminierungen besteht zumeist darin, dass das geäußerte Geschlecht von transgeschlechtlichen Menschen nicht ernst genommen, angezweifelt, lächerlich gemacht oder anders herabgesetzt wird. Ein großer Teil des politischen Aktivismus ist daher von Aufklärung und Kampf für die Anerkennung transgeschlechtlicher Menschen bestimmt.

Hier lassen sich zwei Ansätze ausmachen, die von aktivistischen Gruppen beziehungsweise Organisationen als Basis ihrer Arbeit verwendet werden: Biologisch-neurowissenschaftliche Argumentationen und queertheoretische Argumentationen (vgl. de Silva

2015: 26f). Allerdings führen diese beiden grundverschiedenen Ansätze häufig zu Kontroversen unter transgeschlechtlichen Menschen. In einer Zeit, wo auch die Politik Transgeschlechtlichkeit als Handlungsfeld begreift und dafür eine gut organisierte, professionalisierte Transcommunity bräuchte, dominieren in dieser Bewegung Grabenkämpfe um die Definitionshoheit. Meistens geht es dabei um neurowissenschaftliche und biologische Erklärungsmodelle von Transgeschlechtlichkeit gegen Theorien aus den Gender und Queer Studies. „Biologismus“ einerseits und „Genderismus“ andererseits sind die Kampfvokabeln, die ins Feld geführt werden, um das jeweils andere Lager zu verunglimpfen. Häufig kommt es beispielsweise im Netz zu erbitterten Auseinandersetzungen, in deren Folge sich besonders erregte Gemüter zu Beiträgen hinreißen lassen können, die dann zu Ausschlüssen aus der Diskussion, insbesondere anhand von Einzelpersonen, führen. Da es ein wichtiges Fundament politischer Arbeit ist, politischen Entscheidungsträger_innen zu erklären, wer man ist und was man braucht, lohnt es, sich diese beiden widerstreitenden Ansätze im Aktivismus genauer anzusehen. So will ich meine Leserschaft einladen, sich den Plus- und Minuspol des Transaktivismus anzuschauen, und nachvollziehbar machen, warum gerade neurowissenschaftliche und queertheoretische Argumentationen beliebt sind und welches Selbstbild von transgeschlechtlichen Menschen sich dahinter verbirgt. Meine These ist, dass in der Auseinandersetzung Affekte sichtbar werden, die einen Mangel an positiver Identifikation mit dem eigenen Transsein offenbaren. Das wiederum hat sehr viel mit dem gesellschaftlichen Stellenwert von transgeschlechtlichen Menschen zu tun. Daher werde ich diesen als Erstes skizzieren, bevor ich die beiden widerstreitenden Ansätze im Transaktivismus unter die Lupe nehme.

Transgeschlechtlichkeit als Stigma

Sich als transgeschlechtlicher Mensch oder Mensch mit transsexueller Vergangenheit erkennen zu geben, ist in der heutigen

Zeit zwar leichter geworden, aber trotzdem noch mit Risiken verbunden, gesellschaftlich ausgegrenzt zu werden. Laut einer europaweiten Studie von 2014 zu Diskriminierungserfahrungen von transgeschlechtlichen Menschen machen diese viel öfter Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen als Lesben und Schwule (vgl. European Union Agency for Fundamental Rights 2014). Die Erfahrungen reichen von ungenügender medizinischer Versorgung bis hin zum Erleben von gewalttätigen Übergriffen im Alltag (vgl. ebd.). Beruflich bleibt ihnen die Teilhabe häufig verwehrt – und damit ein gesichertes finanzielles Einkommen, obwohl überdurchschnittlich viele Transmenschen einen Hochschulabschluss haben (vgl. ebd.). Die gesellschaftliche Norm lässt kaum Spielraum, wenn sie vorgibt, dass nur das Zuweisungsgeschlecht das richtige sei. Aufgrund dieser Norm sind transgeschlechtliche Menschen stigmatisiert. Der Soziologe Erving Goffman hat anhand von Behinderung aufgezeigt, wie Stigmatisierungen wirken. Ein Stigma ist nach Goffman eine Eigenschaft, die an sich neutral, aber gesellschaftlich verpönt ist (vgl. Goffman 2012: 11). Stigmatisierte Eigenschaften sind neben Behinderung unter anderem ethnische Herkunft, Hautfarbe und Homosexualität (vgl. ebd.: 12f). Menschen mit stigmatisierten Eigenschaften tun viel dafür, diesen zu entkommen: Sie kaschieren, überkompensieren, verschweigen, deuten um oder benutzen die stigmatisierte Eigenschaft als Grund, Dinge nicht zu tun (vgl. ebd.: 18f). Doch da sie immer mit den gesellschaftlichen Auswirkungen ihres Stigmas zu kämpfen haben, belastet das ihre Persönlichkeitsentwicklung und ihren Selbstwert erheblich (vgl. ebd.: 28f). In der Wahrnehmung und Anerkennung durch andere müssen Menschen mit stigmatisierten Eigenschaften immer dagegen anrennen, dass ihre Persönlichkeit nicht in all ihren Facetten gesehen und gewürdigt wird. „Der Behinderte“ wird automatisch als unfähig und bemitleidenswert abgestempelt; „die Transe“ gilt als gestört und pervers. Dieses Stigma und dessen gesellschaftliche Folgen sind der Treibstoff im politischen Aktivismus transgeschlechtlicher Menschen. Das ist freilich nichts Besonderes, denn die meisten sozialen Bewegungen sind letztlich aus diesem Grund

entstanden. Die Summe an erfahrenen persönlichen Verletzungen und gesellschaftlicher Exklusion wird in Bewegungen vom tragischen Einzelschicksal hin zu handfesten politischen Analysen und Forderungen transformiert. In der Argumentation gibt es parallel existierende Strategien. In vielen Fällen stehen diese Strategien in Abgrenzung und Rivalität zueinander. Oftmals grenzen diese rivalisierenden Ansätze aus, denn gelebtes Leben lässt sich nur selten in eine ideale Schablone pressen. Wie bereits erwähnt, sind dies in der Bewegung transgeschlechtlicher Menschen vor allem biologisch-neurowissenschaftliche und queertheoretische Argumentationslinien – auf diese möchte ich nun eingehen.

Neurowissenschaften und Transgeschlechtlichkeit

Seit ungefähr 2010 häufen sich die aktivistischen Gruppen und Einzelpersonen, die Transgeschlechtlichkeit mit neurowissenschaftlichen Ergebnissen erklären. Kurz gefasst lautet die Erklärung so: In der pränatalen Entwicklung bildet sich nicht nur die genitale Ausstattung, sondern auch die Vorstellung davon im Gehirn heraus. Fehlgeleitete Steuerung führt dazu, dass transgeschlechtliche Menschen ein Gehirn haben, dessen sogenannte „*body map*“ nicht mit dem Rest des Körpers übereinstimmt (vgl. Haupt 2012; ATME e.V.; Wergin 2015). Im Klartext erwartet das Gehirn eines Mannes, dass sein Körper über einen Penis und keinen Busen verfügt. Ist das männliche Gehirn nun mit dem Vorhandensein einer Vagina konfrontiert, kommt es zu schwerwiegenden Konflikten in der Entwicklung, die im späteren Verlauf nur mit einer operativen Angleichung behoben werden können (vgl. ebd.). Als Belege gelten Forschungsergebnisse aus den Neurowissenschaften, die sich grundsätzlich mit den Unterschieden zwischen Männern und Frauen im Gehirn beschäftigt haben (vgl. beispielsweise Baron-Cohen 2006; Brizendine 2007; Swaab 2009; Krause 2007). Untersucht werden dabei unter anderem emotionale Reaktionen, räumliches Denken, Reaktion auf Pornografie, sowie mathematisches und

sprachliches Denken. Daraus werden Schlüsse gezogen, warum Frauen und Männer jeweils verschiedene Berufe ergreifen oder sich in bestimmten Situationen unterschiedlich verhalten. Soziale Faktoren werden nicht einbezogen. Aus den Ergebnissen wird geschlussfolgert, dass es essentielle, angeborene Eigenschaften gibt. In den meisten Studien geht es also nicht so sehr um das Verstehen des Phänomens Transgeschlechtlichkeit, sondern um die globale Erklärung von Männlichkeit und Weiblichkeit. So hat beispielsweise der Neurowissenschaftler Simon Baron-Cohen untersucht, wie lange wenige Tage alte männliche und weibliche Säuglinge jeweils auf ein Mobile und eine Puppe gestarrt haben (vgl. Baron-Cohen 2006; Fine 2010). Daraus, dass die männlichen Säuglinge länger auf das Mobile und die weiblichen länger auf die Puppe gestarrt haben, leitet er ab, dass Männer von Anfang an vor allem an technischen und komplexen Dingen interessiert seien. Frauen hingegen interessierten sich dementsprechend von Grund auf stärker für emotionale und beziehungs-technische Themen (vgl. ebd.). Das männliche Gehirn ist nach Baron-Cohen ein L-Gehirn – wobei das L für Logik steht. Das weibliche Gehirn ist von Natur aus ein E-Gehirn, also ein emotionales Gehirn. Louanne Brizendine kommt in ihren Untersuchungen zum männlichen und zum weiblichen Gehirn zu einem ähnlichen Ergebnis (vgl. Brizendine 2008; dies. 2010). Eine andere Studie zur Untermauerung von Baron-Cohen beschäftigt sich mit Mädchen, die mit der Intersexvariante Adrenogenitales Syndrom (AGS) geboren wurden (vgl. Knickmeyer et al. 2006). Diese Variante bewirkt, dass die Nebennierenrinde zu viel Androgene ausschüttet. Dadurch kommt es in vielen Fällen bereits im Mutterleib zu einer als vermännlichend beschriebenen Entwicklung, wie zum Beispiel einer vergrößerten Klitoris. Später seien diese Mädchen oft auffällig, weil sie sich im Sozialverhalten von Mädchen ohne AGS durch eher männliches Verhalten abheben würden. Auch daraus ziehen Knickmeyer et al. den Schluss, dass es fundamentale Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt. Andere Studien nehmen transgeschlechtliche Frauen mit und ohne Hormonbehandlung zusätzlich zu Männern und Frauen

als Vergleichsgruppe (vgl. Krause 2007). Abgefragt wurde mittels Hirnscan, wie die unterschiedlichen Gruppen auf Erotik und emotionale Reize reagieren. Hierbei unterschieden sich alle drei Frauengruppen von der Männergruppe. Eine niederländische Studie verglich sechs Gehirne von verstorbenen transgeschlechtlichen Frauen (vgl. Zhou et al. 1995). Die Hirnstrukturen hatten dabei deutliche Übereinstimmungen mit denen nicht-transgeschlechtlicher Frauen.

Männlichkeit und Weiblichkeit werden in den Erklärungen anschließend von sozialen Kontexten entkoppelt. Deshalb kommt gerade aus feministischer Richtung viel Kritik, da bestehende soziale Ungleichheiten als rein logische Konsequenz aus den biologischen Unterschieden gedeutet werden. Die Neurowissenschaftlerin Cordelia Fine sezierte mehrere Studien gnadenlos. Der größte Kritikpunkt ist, dass die Studien, in denen Unterschiede gefunden wurden, häufig mit einer vergleichsweise kleinen Proband_innenzahl arbeiteten (vgl. Fine 2010). Damit derartige Studien überhaupt beachtet werden, sind Unterschiede laut Fine plakativer zu vermarkten als Gemeinsamkeiten. In Studien mit größeren Proband_innenzahlen lassen sich Unterschiede nicht mehr so stark postulieren. Häufig zeigt sich da eine größere Differenz innerhalb der einzelnen Vergleichsgruppen als zwischen den Vergleichsgruppen (vgl. ebd.). Nicht zuletzt zeigten andere Studien auch eine Manipulierbarkeit: So wurde untersucht, wie Frauen beim Lösen mathematischer Aufgaben abschneiden. Die eine Gruppe musste vorher einen Text lesen, der besagte, Frauen seien generell schlechter in Mathe als Männer (vgl. ebd.). Die zweite Gruppe las diesen Text nicht. Die durch den Text beeinflusste Gruppe schnitt deutlich schlechter im Lösen von mathematischen Aufgaben ab. Man muss also durchaus in Erwägung ziehen, dass unterschiedliche Resultate in den Pro-Differenz-Studien auch durch die unterschiedlichen sozialen Erwartungen beeinflusst sein können, die an Männer und Frauen bereits vom Tag der Geburt an gestellt werden (vgl. ebd.). Gerade Untersuchungen per bildgebender Verfahren werden vielfach als der ultimative Beweis angesehen (vgl. ebd.; Hasler 2012). Fine schreibt spöttisch, dass mit dieser Klecks-

kunde althergebrachter Sexismus wieder salonfähig gemacht werde (vgl. Fine 2010). Andere Kritiker_innen, wie Felix Hasler, betonen, dass die Neurowissenschaften einen allumfassenden Erklärungsanspruch propagieren, der in diesem Umfang nicht haltbar ist (vgl. Hasler 2012). Nicht zuletzt zeigte eine Forschungsgruppe mit dem sogenannten „Lachs des Zweifels“ auf, dass bildgebende Verfahren ebenfalls nicht von Fehlerhaftigkeiten ausgenommen sind: Die Forscher legten einen toten *Salmo salar* in ein fMRT und maßen seine neuronale Aktivität, während sie dem Fisch Bilder zeigten, die Emotionen stimulieren sollten (vgl. ebd.). Interessanterweise konnte man bei dem Fisch post mortem Aktivitäten messen. Nachdem die Messungen abgeschlossen waren, wurde der Fisch verspeist (vgl. ebd.).

Sigrid Schmitz kritisiert die naive Gläubigkeit in fMRT-Scans ebenfalls. Für sie sind die damit festgestellten Ergebnisse in erster Linie Momentaufnahmen. Sie sagen nichts darüber aus, wie sich das Gehirn dieser Person im Kontext ihres Lebens weiter entwickeln wird (vgl. Schmitz 2007). Die Biologin verweist auf eine grundsätzliche Plastizität des Gehirns und stellt die Frage, wie fMRT-Studien zu Geschlecht wohl ausfallen würden, wenn Frauen und Männer fernab von Stereotypisierungen ihre individuellen Potenziale frei entfalten könnten (vgl. ebd.).

Neben grundsätzlichen Mängeln stellt sich gerade in Bezug auf Geschlecht die Frage, weshalb sich Untersuchungen des Gehirns nur auf die Differenz zwischen männlich und weiblich beziehen. Es gibt genügend Menschen, die sich gefühlt und/oder körperlich nicht in der Geschlechterbinarität wiederfinden können. Mir sind jedoch keine Untersuchungen bekannt, in welchen diese Menschen als Maßstab genommen werden und etwa nicht-binäre Strukturen des Gehirns geschlussfolgert werden. Letztlich bleiben viele Fragen offen, weil das menschliche Gehirn noch nicht bis ins Letzte entschlüsselt wurde. So erregen zahlreiche Untersuchungen den Verdacht, zur Geschlechterdifferenz einer Voreingenommenheit zu unterliegen. Ich möchte nicht bestreiten, dass es überhaupt messbare Unterschiede gibt. Lediglich zur kritischen Zurückhaltung bei der Interpretation will ich mahnen. Andere Neurowissenschaftler_innen sehen die

Sache mit den Geschlechtsunterschieden im Gehirn darüber hinaus deutlich differenzierter: Sie sind der Ansicht, dass diese im gelebten Alltag keine herausragende Rolle spielen, da Fragestellungen und Probleme auf mehreren Wegen lösbar sind. Wie Zahlen belegen, hindert ein sogenanntes weibliches Gehirn Frauen schließlich nicht daran, vermehrt Medizin oder Naturwissenschaften zu studieren (vgl. Fine 2010).

In Bezug auf transgeschlechtliche Menschen besteht das Problem, dass sie häufig nur als Vergleichsgruppe in Studien dienen. Das bedeutet, dass nicht so sehr das Verständnis des Phänomens Transgeschlechtlichkeit im Vordergrund steht, sondern der Beweis universeller Differenzen zwischen Mann und Frau erbracht werden soll. Was nun bewegt einige politische Aktivist_innen für die Belange transgeschlechtlicher Menschen dazu, derartige Studienergebnisse als absolut gültige Beweise für Geschlechtsunterschiede im Gehirn anzunehmen? Der stärkste Grund ist die Hoffnung, dass Prägungen im Gehirn als maßgebliches Bestimmungskriterium von Geschlecht anerkannt werden – und analog dazu Transgeschlechtlichkeit. Somit könnte man der Pathologisierung durch psychiatrisch geprägte Sexualmediziner_innen entkommen. Durch die Nachweisbarkeit im Gehirn ist Transgeschlechtlichkeit eine natürliche Variante und die körperliche Angleichung eine logische Notwendigkeit. Kurz: Man kann sich so des immer leicht mitschwingenden Verdachts entledigen, verrückt zu sein. Eine sichtbare Beweisführung gilt als Beleg für die Existenz eines Phänomens. Ob man aber daraus ableiten kann, dass alle transgeschlechtlichen Menschen deswegen das Bedürfnis nach einer Geschlechtsangleichung inklusive Hormontherapie und Genitaloperation haben, muss kritisch geprüft werden. Dafür ist die Datenlage bislang nicht hinreichend gesichert. Zudem erscheint es mir aufgrund der Komplexität des Verhältnisses von körperlich-neurologischer Anlage und sozialer Entwicklung fragwürdig, ob man eine derartig klare Kausalkette erstellen kann. Menschliches Leben ist komplexer, als man es gerne hätte. Schaut man beispielsweise in die psychologische Traumaforschung, so herrscht immer wieder Erstaunen, wie unterschiedlich Menschen auf den gleichen

schädlichen Einfluss reagieren. Die einen entwickeln psychische Erkrankungen, die anderen nicht. Analog dazu müsste bei transgeschlechtlichen Menschen gefragt werden, ob sich nicht trotz ähnlicher Hirnstrukturen unterschiedliche Entwicklungen ausmachen lassen. Im Klartext heißt das: Ob sich jemand mit einer „weiblichen Hirnstruktur“ unabdingbar für eine Genitaloperation oder andere medizinische Maßnahmen entscheidet oder durch die soziale Entwicklung andere Bewältigungsstrategien findet und darauf verzichtet.

Diese Fragen sind den Befürworter_innen neurowissenschaftlicher Theorien unter den Transmenschen nicht unbedingt willkommen, sondern werden geradezu ignoriert und abgelehnt. Stigmamanagement kann also auch das Umdeuten von Ergebnissen der Hirnforschung bedeuten. Diese Ergebnisse werden als geeignete Grundlage gesehen, um Transgeschlechtlichkeit in den Maßstäben des sonst transexklusiven Verständnisses von Geschlecht als normale Variante in der Natur einzuführen. Das Aneignen von Argumentationsmustern aus transfeindlichen und gängigen Sichtweisen kann psychoanalytisch als Identifikation mit dem Aggressor gewertet werden. „Mit der Darstellung des Angreifers, der Übernahme seiner Attribute oder seiner Aggression verwandelt [der Angegriffene] sich gleichzeitig aus dem Bedrohten in den Bedroher“ (Freud 1946: 88), schreibt Anna Freud über die Essenz dieses Phänomens. Der Aggressor ist sinnbildlich in der gesellschaftlichen Norm gefasst, die sichtbare Beweise von Geschlecht höher bewertet als die Selbstbezeichnung von Menschen.

Durch den affirmativen Umgang mit den genannten neurowissenschaftlichen Theorien belässt man Transgeschlechtlichkeit mit diesen Argumentationslinien im Bereich des Krankhaften. Die Abweichung von Gehirn und Körper wird weiterhin als unbedingt behandlungsbedürftig angesehen. Hier soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, dass es nicht wenige transgeschlechtliche Menschen gibt, die tatsächlich unter dem Widerspruch zwischen Selbstwahrnehmung und Körper leiden. Die heutigen Möglichkeiten der Medizin sind für viele hilfreich, um in ihrem Körper zu Hause sein zu können. Ich

will lediglich vor Automatismen und Zirkelschlüssen warnen, die oft von einschlägigen Aktivist_innen propagiert werden, zumal die Unzufriedenheit sowohl subjektiven als auch gesellschaftlichen Ursprung haben und damit das „Problem“ nicht im Transsein selbst liegt. Warum ist der Rückgriff auf diesen Forschungsstand aus meiner Sicht keine ganz so gute Strategie? Zum einen liefern wir uns selbst den machtvollen und uns unterdrückenden Weltbildern aus. Damit sind wir gebunden an das jeweilige gesellschaftliche Klima und im ungünstigen Fall wird Transgeschlechtlichkeit wieder zur Devianz erklärt. Außerdem heißt eine physiologische und biologische Nachweisbarkeit nicht automatisch, dass Menschen mit dieser Eigenschaft sozial angesehen werden. Bei Behinderungen und Intersexualität hat so eine Gleichung auch nicht funktioniert. Gleichzeitig kann eine solche Strategie die Stigmatisierung verschärfen. Am Beispiel psychischer Erkrankungen, die nun im Zuge des Hirnforschungsbooms ebenfalls rein hirnphysiologisch basiert angesehen werden, lässt sich laut dem Psychologen Nikolas Rose sehen, dass die Scheu diesen Menschen gegenüber zunehmen kann (vgl. Ayan 2015: 14f). Dies wiederum hat Auswirkungen auf die Partnerwahl und entsprechende Vorbehalte.

Das alles sind gute Gründe, mit Skepsis auf gar zu deterministische Theorien von Geschlecht zu reagieren. Handelt es sich dabei aber um ausreichend gute Gründe dafür, biologische Aspekte von Geschlecht gänzlich zu negieren?

Queer als Gegenspieler

Nun bewegen wir uns vom einen extremen Pol zum anderen – vom biologischen Determinismus hin zu rein poststrukturalistischen, sprachbasierten Auffassungen von Geschlecht und Materialität generell. In den Gender Studies und in queerfeministischen Politgruppen spricht man gern mit Verweis auf theoretische Arbeiten von Judith Butler, Michel Foucault und anderen dem Poststrukturalismus zugeordneten Theoretiker_innen von der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht. Nicht

nur unsere gesellschaftlichen Vorstellungen, wie man sozial als Mann oder Frau zu sein hat, sind sozial konstruiert. Auch unsere Körper selbst werden in Teilen der Queer Theory durch die sprachlichen Zuweisungen sozial konstruiert. Intuitives Körperwissen, das Körpererleben und biologische Funktionen werden uns nur durch die Sprache zugänglich und dadurch geformt, dass sie sprachlich benannt und beschrieben werden. Transgeschlechtlichkeit ist in diesem Kontext häufig das Paradebeispiel, an dem die soziale Konstruktion von Geschlecht bewiesen werden soll.

In der Queer Theory geht es teilweise um subversive und widerständige Praxen gegen die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Brill 2008: 105). Sowohl von vielen Transmenschen als auch einigen Wissenschaftler_innen wird Kritik an dieser Herangehensweise geübt. Die kanadische Soziologin Vivian K. Namaste stellte bereits im Jahr 2000 fest, dass rein poststrukturalistische Betrachtungsweisen nicht hilfreich dabei sind, reale Selbstdefinitionen, das Selbsterleben und alltägliche Lebensrealitäten von Transmenschen zu erfassen. Dunja Brill bemängelt an der Queer Theory, dass sie sich ausschließlich auf die äußerlich wahrnehmbare Selbstinszenierung von Geschlecht konzentriert (vgl. ebd.: 106). Faktoren wie Subjektivität, Motivation und Intention werden dabei nicht berücksichtigt, führt Brill weiter aus. Ebenso wenig wird die Handlungsmacht des einzelnen Individuums mit einbezogen, da symbolische Strukturen anstelle sozialer Praxen in den Mittelpunkt gestellt werden (vgl. ebd.).

Viele kritische Transmenschen empfinden poststrukturalistische Ansätze als Negation ihres auch körperlichen Erlebens von Geschlecht. Sie fühlen sich damit als Mann oder Frau und in den daraus resultierenden Bedarfen einer körperlichen Angleichung nicht ernst genommen. Jüngstes Beispiel hierfür ist ein Blogeintrag in dem rechten Jugendmagazin *Blaue Narzisse*. Dort moniert die Autorin Trischa Dorner, dass diejenigen, die Geschlecht vor allem als gesellschaftliches Problem sehen und Transsein als Mittel anführen, um sich von den binären Geschlechternormen lösen zu können, die Anliegen von Trans-

menschen, die klassisch Mann oder Frau sind und körperliche Angleichungen benötigen, untergraben (vgl. Dorner 2015). Mit der Kritik verbunden ist der Wunsch nach schärferen Trennungen, die das Aufgreifen spezifischer Probleme ermöglichen. Problematisch an Dorners Artikel ist, dass sie sich auf das antifeministische und rechte Weltbild von Personen wie Beatrix von Storch bezieht, die eine tragende Rolle im rechten Sektor, insbesondere der Partei *Alternative für Deutschland* (AfD) spielt. Von Storch und die AfD machen immer wieder mit homosexuellenfeindlichen und antifeministischen Kampagnen von sich reden, die letztlich zutiefst antidemokratisch sind. Dennoch ist der Artikel ein aktuelles Beispiel für Kritik einer transsexuellen Frau an der Queer Theory und dazugehörigen Subkulturen. Allerdings wäre es absolut nicht nötig gewesen, sich dafür in den braunen Sumpf zu begeben.

Die negative Wahrnehmung von Queer Theory ergibt sich mitunter daraus, wie poststrukturalistische Denkmuster funktionieren: Der englische Wissenschaftstheoretiker Ian Hacking hat 1999 die Flut derartiger Arbeiten in allen wissenschaftlichen Bereichen kritisiert. Häufig seien sie nach einer sehr simplen Logik aufgebaut, die Hacking wie folgt zusammenfasst: „Nehmen wir X. X ist so nicht gut, wie es ist. X sollte anders sein oder gar nicht sein.“ Hier wird bereits das Ergebnis vorweggenommen. Damit bekommt man aber nicht in den Blick, was mit realen Menschen und anderen materiellen Gegebenheiten passiert. Hacking und Namaste zufolge kann man damit allenfalls analysieren, welche Ideen Menschen von bestimmten Begriffen haben und welche Machteffekte dafür sorgen, dass diese Ideen hegemonial sind. Dies sind durchaus wichtige Analysefelder, doch muss man sich ihrer Grenzen bewusst sein. Transgeschlechtlichkeit ist, wie alle anderen Phänomene auch, etwas sehr Komplexes. Wenn man sich nur anhand transgeschlechtlicher Menschen anschaut, wie Geschlecht sozial konstruiert wird, dann verliert man aus dem Blick, dass diese Menschen ganz konkrete Akzeptanz in dieser Gesellschaft wollen und brauchen. Zudem vergisst man, lebensweltnahe Lösungen für konkrete Probleme zu erarbeiten.

Queer Theory hat auch in Deutschland nicht nur Eingang in die Wissenschaft gefunden, sondern auch zu der Entstehung einer damit verknüpften queeren beziehungsweise queerfeministischen Subkultur geführt, die sich auf Butlers Werk *Gender Trouble* mitunter wie auf eine Bibel bezieht (vgl. ebd.: 105; Pohlkamp 2015: 235).

Damit verbunden verpflichten sich queere Subkulturen mit einem politischen Auftrag zum gesellschaftlichen Wandel. Die Akteur_innen queerfeministischer Kontexte sind häufig bewegt durch erste rudimentäre Begegnungen mit dem queertheoretischen Rahmen und von einem linken Enthusiasmus, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Beseelt von der Utopie, Geschlecht „abschaffen“ zu können, kleiden und frisieren sie sich so, wie sie sich Geschlechtsneutralität vorstellen oder zumindest die Privilegien heteronormativer Cis-Geschlechtlichkeit hinter sich lassen können. Einige nutzen dann einen anderen Namen für sich und sagen, dass sie „trans“ sind, weil sie so ihren politischen Anspruch mit ihrer Identität vermitteln wollen. Personen, die im Auftreten und Stil zu eindeutig weiblich oder männlich wirken und oder dem gesellschaftlichen Ideal entsprechen, werden hier häufig ausgegrenzt oder angefeindet (vgl. Serano 2007: 345f). Die US-amerikanische Aktivistin und transsexuelle Frau Julia Serano kritisiert vor diesem Hintergrund, dass Transmenschen, die ganz selbstverständlich als Mann oder Frau wahrgenommen werden, in diesen scheinbar progressiven Kreisen ebenfalls keinen Platz finden. Sowohl bei den binären Transmenschen als auch den beschriebenen Cis-Menschen ist es dann völlig egal, ob diese sich politisch engagieren wollen. Sie sind schlicht nicht progressiv genug. Das ist insofern paradox, als dass Transmenschen aus Kreisen ausgeschlossen werden, die für Transmenschen sprechen wollen und vorgeben, gegen Sexismus zu kämpfen (vgl. ebd.: 348f). Serano bemängelt weiterhin, dass mit einem derartigen Umgang mit Geschlecht gesellschaftliche Stereotype und Hierarchisierungen reproduziert werden, anstatt sie zu bekämpfen. Frauen beispielsweise auf ihre möglicherweise feminine Erscheinung zu reduzieren und sie als vermeintlich nicht progressiv auszugrenzen-

zen, nimmt sie auf klassische sexistische Art und Weise nicht als ganze Personen wahr (vgl. ebd.). Brill kritisiert, dass queere Subkulturen analog zur Queer Theory Machtverhältnisse ausschließlich zwischen der dominanten heteronormativen Außenwelt und den unterdrückten nicht-heteronormativen Gruppen konstruieren, wodurch man sich die Möglichkeit einer ebenfalls notwendigen „internen“ Analyse versperrt (vgl. Brill 2008: 108).

Durch ihren gesellschaftspolitischen Anspruch tragen viele queerfeministische Gruppen ihre Sichtweisen auch in andere Kreise und fordern diese auf, gemäß ihrer Denkweise sensibel zu sein und zu agieren. Derlei Ansprüche bringen einige transgeschlechtliche Menschen in diskriminierende Situationen, was ich im Folgenden an einem persönlichen Erlebnis illustrieren werde:

Als schwuler Mann, der andere Männer kennenlernen will, bin ich natürlich auf einer sehr bekannten schwulen Datingseite angemeldet. Dort schrieb mich der Organisator einer Göttinger Party für LGBT und Friends mit folgendem Text an: „Ich finde es toll, dass du dich überall so gegen Sexismus einsetzt!“ Mehr hat er nicht geschrieben. Ich war erst einmal ganz verwirrt, später dann verärgert. Mein Profil auf der Datingseite beinhaltet unter anderem Angaben über meine sexuellen Bedürfnisse, die ich gern mit Interessierten ausleben möchte, sowie, dass ich ein Transmann bin. Das ist keine politische Kampagne gegen Sexismus, ich will meine Sexualität ausleben! Indem das als politische Botschaft gedeutet wurde, hat man mich quasi entsexualisiert. Das finde ich bedeutend schlimmer, als hätte mir jemand geschrieben, dass er meine Beschreibungen widerlich findet. Ich bin kein transgeschlechtlicher Mann, weil ich eine politische Botschaft habe, sondern weil ich ein Mann bin, dessen Körper nicht zu seinem Geschlecht passte. Erlebnisse wie diese lassen sich als Folge der Reduktion von Transgeschlechtlichkeit auf ein Analysemedium in Queer Theory und auf einen eher politischen subkulturellen Zugang zu Transgeschlechtlichkeit deuten. Die Ignoranz gegenüber konkreten Lebensrealitäten und Bedürfnissen in theoretischen und politischen Texten

beziehungsweise Gruppen führt dazu, dass bei Außenstehenden eine unzureichende Rezeption erfolgt, die wiederum in gewiss unabsichtlicher Diskriminierung münden kann.

Zahlreiche transgeschlechtliche Menschen halten sich in solchen Kontexten auf, weil sie sich dort mehr Akzeptanz versprechen (vgl. Pohlkamp 2015: 236). Ines Pohlkamp betont, dass queere Räume für transgeschlechtliche Menschen zunächst die Möglichkeit bieten, einen alternativen Zugang zu Geschlecht kennenzulernen und dabei die eigene Geschlechtlichkeit zu finden und auszuprobieren (vgl. ebd.: 231). In queeren Räumen können sie die Erfahrung machen, nicht die einzige Person mit transgeschlechtlicher Thematik zu sein (vgl. ebd.: 232). Meiner Ansicht nach können queere Räume und Queer Theory für transgeschlechtliche Menschen aber auch eine Gelegenheit sein, die eigene, unter Umständen unangenehme Körperlichkeit aus dem Bewusstsein zu verbannen. Man verlagert das Thema „Geschlecht“ ganz auf die gesellschaftspolitische Ebene und erwartet, dass dort das eigene Unbehagen mit dem Körper aufgelöst wird. Die gesellschaftspolitische Ebene kann dies jedoch nicht für jedes Individuum leisten und muss in diesem Zusammenhang zwangsläufig scheitern.

Noch einmal zurück zu den bereits erwähnten Personen, die sich das Label „trans“ aus rein politischen Gründen aneignen. Hier kommen Mechanismen ins Spiel, die der Logik von Subkulturen folgen. In den (Sub)Cultural Studies wurde dafür der Begriff des kulturellen Kapitals entwickelt (vgl. Brill 2008: 113). Das kulturelle Kapital definiert sich in subkulturellen Kreisen demnach vor allem durch Transgression, Subversion und Hipness. Durch eine ungleiche Verteilung dieses kulturellen Kapitals entstehen dort Machthierarchien (vgl. ebd.). Je mehr ein Mensch also subkulturellen Idealen entspricht, desto mehr Ansehen ist die Folge, was zu Glorifizierungen führt. Das „Anderssein“, das durch die subkulturelle Prägung aber jede Individualität vermissen lässt, wird in so einer queeren Subkultur zur Währung. Viele Menschen mit transgeschlechtlicher Thematik verstehen ihr Anliegen jedoch nicht als Trend in einer Subkultur, sondern ein auf sich selbst bezogenes Thema, das

eigene Geschlecht ohne Hürden leben zu können. Sie wollen nicht permanent „das Andere“ sein, sondern selbstverständliche Anerkennung in allen Lebensbereichen erfahren (vgl. Pohlkamp 2015: 246). Transgeschlechtlichkeit als Trend in einer Subkultur muss daher scheitern. Die real erlebten Probleme jenseits von Idealisierung und Glorifizierung bleiben dabei häufig auf der Strecke. Diese Differenzen zwischen Menschen mit transgeschlechtlicher Thematik und Transmenschen aus politischer/subkultureller Motivation führen dazu, dass es schwierig wird, in einem größeren Zusammenhang gemeinsame Interessen zu formulieren.

Alternativen für eine transpositive Zukunft im Aktivismus

Die von mir skizzierte Kontroverse erscheint zunächst unüberwindbar. Dennoch ist es für das Erreichen politischer Ziele unumgänglich, dass alle Strömungen der Transbewegung lernen, zumindest punktuell zusammenzuarbeiten. Existierende Differenzen müssen dafür sowohl von der cis-geschlechtlichen Mehrheit als auch von Menschen mit transgeschlechtlicher Thematik selbst ertragen werden. Geschlechtervielfalt ist unter diesem Aspekt als Herausforderung zu sehen, Irritationen aushalten zu können. Damit dieser Prozess gelingen kann, bedarf es zweier Entwicklungen: Zum einen müssen die negativen Folgen der gesellschaftlichen Stigmatisierungen überwunden werden. Transgeschlechtliche Menschen müssen sowohl individuell als auch politisch eine Form von Selbstbewusstsein entwickeln, die im Englischen mit dem Wort „pride“ beschrieben ist. Dieser Prozess beinhaltet eine Emanzipation von klassischen pathologisierenden, stigmatisierenden Definitionen aus Medizin, Sexualwissenschaft und Neurowissenschaften. Die ausschließliche Deutung als furchtbares Schicksal und angeborene Fehlentwicklung verhindert einen positiven sowie akzeptierenden Zugang zu einem wesentlichen Teil der persönlichen Biografie.

Zum anderen darf Transgeschlechtlichkeit nicht, wie in queeren Subkulturen, zu einer Währung in Form von Hipness

werden. Vielmehr bedarf es in diesen Subkulturen einer umfassenden Selbstkritik, ob ein derartiger Umgang der Komplexität von „Geschlecht“ gerecht wird. Vorausgesetzt, dass diese Reflexionen stattfinden, könnten sich anschließend wichtige Bündnisse ergeben: Cis-Frauen und -Männer würden ebenfalls enorm profitieren, wenn die Gesellschaft in Bezug auf das Geschlecht mehr Irritationen aushielte. Die dafür erforderliche Reflexion hegemonialer Geschlechternormen kann als Prozess bei cis-geschlechtlichen Menschen mit „trans“ aber nicht adäquat beschrieben werden.

Mehr Pride, weniger Hipness und ein konstruktiverer Dialog innerhalb der Transbewegung würden die politische Kraft erheblich vergrößern – und das wäre ihr unbedingt zu wünschen.

Anmerkungen

- 1 Um die angemessene Verwendung von Begriffen und ihre Bedeutungen toben heftige Kontroversen. Dieser Umstand kann in diesem Text nicht ad hoc aufgelöst werden. Ich bitte daher, von derlei Erwartungen abzuweichen. „Trans“ ist an sich schon offen, um mit der Vielfalt an Geschlechtern vervollständigt zu werden, sofern sie nicht in der heiligen Dreifaltigkeit von sozialer Rolle, Genitalien und Identität der heteronormativen exklusiven Zweigeschlechtlichkeit qua Geburt aufgehen. Daher wird auf ein Sternchen verzichtet.